



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

Bismarcks Friedensliebe

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Weisheit. Über die heimlichen Fäden, die zwischen Paris, Wien und Florenz gesponnen wurden, wußte er gerade genug, um auf der Hut zu sein. Schon am 2. April 1869 stellte er den italienischen Gesandten deswegen zur Rede, und als dieser ihn vor der französischen Kriegslust zu warnen suchte — Frankreich sei wie eine geladene Leidener Flasche, die man nicht berühren dürfe —, antwortete er mit einem sehr energischen Hinweis auf die militärische Überlegenheit Preußens, über die der französische Militärbevollmächtigte am besten Auskunft geben könne. Aber zu Handlungen ließ er sich nicht fortreißen. Er wartete ab.

Gegenüber dem Wunsche nach Ausdehnung des Bundes und Aufnahme Badens verhielt er sich ablehnend und tadelte, öffentlich ebenso wie im Vertrauen, das Drängen mancher Kreise. Als Grund gab er in einer Mitteilung an die badische Regierung offen die Rücksicht auf Frankreich an. Im Reichstag erklärte er unumwunden und wiederholte es auch dem französischen Botschafter, daß sein Ziel die deutsche Einheit und der Norddeutsche Bund nur „ein vorübergehendes Stadium“ sei. Er wies darauf hin, daß auch zurzeit schon die militärischen Kräfte Süddeutschlands in jedem Kriege dem König von Preußen zur Verfügung ständen und das Haupt des Nordbundes in Süddeutschland ein Stück kaiserlicher Gewalt besitze wie kein deutscher Kaiser seit fünfhundert Jahren. Aber weiter zu gehen lehnte er ab; er wußte, daß jeder Schritt auf dieser Bahn den Kriegsfall bedeutete, und den Krieg wollte er nicht.

Nicht als ob er ihn gefürchtet hätte; im Gegenteil, er war des Sieges sicher. Zahlreiche Äußerungen aus diesen Jahren, auch solche vertraulicher Natur, lassen hierüber keinen Zweifel und geben den Schlüssel zu seiner gesamten Anschauung von den deutsch-französischen Beziehungen. In der Beurteilung der französischen Absichten hat er geschwankt. Im April 1868 meinte er zu Hohenlohe, über den Krieg mit Frankreich ließe sich ebensowenig Sicheres sagen wie über das Wetter im kommenden Juli, „doch glaube er nicht an den Krieg, da Frankreich sich zweimal besinnen werde, ehe es mit

Deutschland anbinde“. Im Juni 1869 wiederholte er demselben Unterredner, er glaube nicht an den Krieg mit Frankreich, sei aber ebenso wie Moltke vom preußischen Siege überzeugt. Dazwischen heißt es — im Oktober 1868 — gegenüber Keyserling: zum Krieg werde es doch einmal kommen, da die Franzosen es Preußen nicht verzeihen könnten, daß sie nicht mehr die erste Macht in Europa seien. Ähnlich beim Jahresanfang 1869 zu einem Ungarn: „Mit Frankreich werden wir Krieg bekommen, da es uns Sadowa nicht verzeiht, als wäre es eine französische Niederlage. Je später es zum Kriege kommt, desto besser für uns, aber er kommt sicher.“ Im Mai sprach er sich im Rückblick auf die Luxemburger Sache zu dem Bayern Völderndorff aus, es sei vielleicht ein Fehler gewesen, es nicht zum Kriege kommen zu lassen, da die preußische Überlegenheit damals größer gewesen sei. „Wenn es also doch noch zum Kriege mit Frankreich kommen muß, wäre er vielleicht besser schon damals geführt worden. Allein, es ist doch immer auch die Möglichkeit vorhanden, daß wir schließlich auch ohne einen Krieg zum Ziele gelangen.“

Diese scheinbaren Widersprüche erklären sich sehr einfach aus dem Widerstreit zwischen Urteil und Wunsch. Die Wahrscheinlichkeit sagte ihm, der Krieg sei nicht zu vermeiden, aber den Wunsch, ihn dennoch zu vermeiden, konnte er nicht unterdrücken. Er wollte auf die Hoffnung nicht verzichten, daß Frankreich sich mit der Tatsache der deutschen Einheit ohne eine blutige Kraftprobe aussöhnen werde. Das war nicht nur im Hinblick auf die unvermeidlichen Opfer jedes Krieges moralisch gerechtfertigt, es war auch politisch bei weitem die glücklichere Lösung. Ein Krieg, in dem Frankreich geschlagen wurde, mußte unfehlbar eine lang dauernde Verfeindung zur Folge haben, die für Deutschland unter allen Umständen eine schwere Belastung bedeutete. Darum war es gebieterische Pflicht im Hinblick auf die ganze Zukunft des kommenden deutschen Reiches, diesem Krieg aus dem Wege zu gehen, solange es mit Ehren möglich war.

Bismarck hat immer an die Zukunft, auch an ferne Zukunft, gedacht und seine Entschlüsse niemals nur nach

augenblicklichen Umständen gefaßt. Über die künftigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hat er einmal in einer Weise gesprochen, die man wahrhaft prophetisch nennen muß. Zu dem Grafen Séherr-Thosz sagte er am 2. Januar 1869, nachdem er den kommenden Krieg und den preußischen Sieg als sicher bezeichnet hatte: „Eine längere Periode wird dann eintreten, während welcher wir gegen Frankreich auf der Hut sein müssen. Vielleicht wird es noch eines zweiten Krieges bedürfen, um Frankreich zu beweisen, daß wir ihm ebenbürtig sind.“ Dazu halte man die Bemerkung zu Keyserling, die Eroberung des Elsaß würde ein zweifelhafter Gewinn sein, „denn schließlich würden die Franzosen wieder Bundesgenossen finden, und dann könnte es schlimm werden“. So ist es gekommen: die Franzosen haben Bundesgenossen gefunden, und im zweiten deutsch-französischen Krieg ist es sehr schlimm geworden. Wer müßte da nicht wünschen, daß schon der erste Krieg unterblieben wäre?

Von diesem Gedanken aus erhält auch die Vermeidung des Krieges in der Luxemburger Streitfrage erst ihre volle Rechtfertigung. Der Standpunkt der Menschlichkeit reicht dazu nicht aus, denn von ihm aus könnte man auch umgekehrt urteilen. So furchtbare Blutopfer, wie sie das Jahr 1870 gefordert hat, wären 1867 nicht nötig gewesen, es wäre also menschlicher gewesen, den Krieg damals zu führen, wo er weniger Menschenleben kostete — wenn man nicht im Blick auf die Zukunft alles hätte tun müssen, damit es überhaupt nicht zum Kriege komme.

Nach diesen Erwägungen hat Bismarck gehandelt. Er hat nicht daran gedacht, den Krieg herbeizuführen, auch als er gegen die Gefahr, daß Frankreich etwa Bundesgenossen fände, die beste Sicherung erreicht hatte. Im Frühjahr 1868 glückte es ihm, mit Rußland zu einer Verständigung zu gelangen, wonach dieses im Fall eines deutsch-französischen Krieges 100 000 Mann an seiner Grenze aufstellen wollte, um Österreich am Eingreifen zu verhindern. Die deutsche Überlegenheit gegenüber Frankreich litt jetzt keinen Zweifel mehr, und doch hat Bismarck sein Verhalten seit diesem Zeitpunkt

in nichts geändert. Die Geschichtschreibung wäre ein bequemes Geschäft, wenn die Gedanken des handelnden Staatsmannes sich immer so sicher erkennen ließen wie hier: Bismarck hat von 1866 bis 1870 den Krieg mit Frankreich vermieden, weil er wünschte und hoffte, ihn ganz vermeiden zu können.

*

Man sagt gewöhnlich, zum Kriegführen gehörten zwei. Das ist nicht immer richtig. Oft genug hängt der Krieg nur von dem Willen des einen Teiles ab. Zum Friedenhalten aber müssen beide gewillt sein. Bismarck, und das will soviel sagen wie Deutschland, wollte den Frieden, Frankreich wollte ihn nicht, so mußte es zum Kriege kommen.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1870, als Emile Ollivier seinen Ministerium mit friedeatmenden Worten angetreten hatte, bemerkte der französische Gesandte in Brüssel, man dürfe sich dadurch nicht täuschen lassen: Ollivier sei bereits im eigenen Ministerium überholt, und wenn Preußen den geringsten Schritt vorwärts täte, so würde nicht der Kaiser den Krieg erklären, das ganze Land würde ihn zum Kriege zwingen. Dann kamen die Beratungen mit Erzherzog Albrecht in Paris und Wien; Napoleon glaubte jetzt in jeder Hinsicht „fertig“ zu sein, die Rüstung beendet, die Allianzen gesichert. Die Reden, die am 1. Juli bei Beratung der Heeresausgaben in der Kammer gehalten wurden, behandelten schon ganz offen den Krieg mit Preußen als das, worauf man sich vorzubereiten habe. Es fehlte nur noch der äußere Anlaß. Man konnte ihn jeden Augenblick in der angeblichen Verletzung des Prager Friedens finden. Da bot sich unerwartet ein anderer, der durchaus den Vorzug zu verdienen schien.

Am 5. Juli wurde in Paris bekannt, daß die Regentschaft von Spanien dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Königskrone des Landes angeboten und der Prinz sich zur Annahme bereit erklärt habe. Sofort stürzte sich die französische Regierung auf diesen „Fall“. Schon tags darauf, am 6. Juli, bestieg der Herzog von Gramont die Tribüne der